

»Warme Sachen, man muss hier einfach das Fenster offen lassen.« Er murmelte etwas in den Telefonhörer, das ich nicht verstand, und sprach weiter in normaler Lautstärke: »Am besten einen Schal und Pullover, den schwarzen und den hellgrauen aus Kaschmir.«

»Willst du irgendwas zu essen?«

»Bloß nicht, ich werde hier die ganze Zeit gemästet. Es setzt schon an. Aber du kannst mir die Bücher und das Objektiv mitbringen, aus der Kommode, erstes Fach links, nur dieses Mal bitte das richtige.«

»Du brauchst ja wohl nicht deine ganze verfuckte Ausrüstung, oder?«

Ich legte auf und versuchte, den mittlerweile aufgeweichten Weißbrotbrocken aus der Müslischale zu fischen, aber es war einfacher, den Inhalt zu trinken. Ich war wütend, auf Elias, auf mich und auf die ganze Welt.

Ich ging langsam durch die Gänge der Kunsthochschul-Bibliothek, die ganz anders war als die meiner Fakultät. Immer wieder zog ich einen Band aus dem Regal und blätterte durch die Reproduktionen flämischer Meister und Dokumentationen von Happenings. Als ich den Katalog zur Ausstellung von *Sonic Youth* in den Händen hielt, fragte ich mich, ob mein Leben richtig verlaufen war. Sprachen fallen mir relativ leicht, ich begreife schnell die Strukturen und habe ein gutes Gedächtnis, doch in den letzten Jahren hatte ich selten etwas anderes gemacht, als Fachvokabular und Grammatikkonstruktionen zu lernen. Ich war diszipliniert und hungrig nach Erfolg. In der Schule hatte ich Englisch, Französisch und ein wenig Italienisch gelernt, anschließend war ich für ein Jahr als Au-pair nach Frankreich gereist, um mein Französisch zu perfektionieren. Danach hatte ich mich

für ein Dolmetscherstudium eingeschrieben und in meiner Freizeit Italienisch, Spanisch und ein bisschen Polnisch gelernt, aber für die slawische Sprachgruppe konnte ich mich nie sonderlich begeistern. Trotzdem habe ich ein Auslandssemester an der *Lomonossow*-Universität in Moskau und Praktika bei internationalen Organisationen in Brüssel, Wien und Warschau gemacht. Ein Studienstipendium hatte mich von den meisten meiner Nebenjobs befreit. Allerdings konnte ich bis dahin auf eine recht lange Arbeitsbiografie zurückblicken und war den Umgang mit *Ritalin* und anderen Substanzen, die das Lernen erleichtern, gewöhnt. Ich beendete mein Erststudium unter der Regelzeit und fing an, Arabischkurse zu besuchen. Sami war ein guter Lehrer gewesen, doch er ging zurück in die USA. Ein Jahr später traf ich Elias.

Wir waren gerade mal zwei Monate zusammen, als wir beschlossen hatten zu verreisen. Wir waren fast vier Monate unterwegs, fuhren durch Frankreich, nach Italien, von dort aus auf die Balearen und nach Spanien, dann nach Marokko, Ägypten und in die Türkei. Während dieser Reise machte Elias Fotos für seine Diplomausstellung. Als wir zurückgekommen waren, verschwand er in der Dunkelkammer, und ich schrieb mich für zwei Masterprogramme ein, Dolmetscherwissenschaften und Arabistik.

Der Bibliothekar trug eine große Hornbrille und starrte auf mein T-Shirt. Ich schob ihm die Bücher zu. »Es tut mir leid, es geht einfach nicht anders. Sie sind sehr schön, deine Brüste, meine ich.«

Ich schaute ihm in die Augen, sie waren kalt und grau. Er fühlte sich in seiner Haut offensichtlich wohl, wirkte weder verlegen noch ertappt, und hielt mir lächelnd die Bücher hin. Wahrscheinlich hatte er den eigenen Sexismus

dekonstruiert und dachte, er könnte sich nun alles erlauben. Ich wollte den schweren Stapel Kunstmonografien auf seine Finger fallen lassen, doch er zog seine Hände rechtzeitig weg. Dann überlegte ich mir, ihn anzuspucken, aber das kam mir zu theatralisch vor.

Ich war so wütend, dass ich zur Uni lief. Ich hoffte, mich währenddessen abzuregen. Der Weg zu Fuß dauerte eine Stunde, ich musste durch die übervolle Innenstadt und das Bankenviertel. Unterwegs wurde ich dreimal aufgefordert zu spenden, sechsmal angelächelt, zweimal nach einer Zigarette, dreimal nach einem Euro und von einem Achtundsechziger nach einer Tantra-Massage gefragt. Ich kam zu spät zu meinem Seminar, und meine Französischübersetzung erwies sich als mangelhaft. Überhaupt stand mir heute nicht der Sinn nach *Simultandolmetschen Französisch-Deutsch III* und *Introduction à la problématique des techniques industrielles* und der Translation im allgemeinen.

Mein Professor bat mich, in seine Sprechstunde zu kommen. Während des gesamten Studiums hatte ich keine schlechtere Note als eine 1,5 bekommen, und diese war ein Versehen aus dem ersten Semester. Heute Nachmittag würde er mir gegenüber sitzen, in seiner blauen Tasse rühren und mich zur Arbeit ermahnen. Dann würde er sich nach den Weinanbaugebieten in Aserbaidschan erkundigen und mich wegen meiner spät erworbenen Mehrsprachigkeit bedauern, ich sei eben keine Muttersprachlerin, da ließe sich nichts machen. Und ich wiederum würde schweigend in meinem ungesüßten Tee rühren und ihm nicht von dem ausgezeichneten Kognak aus der Region um Gänschä erzählen, denn diesen Kognak gibt es weder in einer eleganten Flasche noch in einem Feinschmeckergeschäft in

der Fressgass, sondern nur in Gänschä und auch nur in kleinen Kanistern, die ausschließlich an Kenner und enge Verwandte verschickt werden. Und ich würde ihm nicht sagen, dass ich Aserbaidschanisch vielleicht nicht von meinen Eltern gelernt habe, aber von unseren Nachbarn, und dass ich es fließend und ohne Akzent sprach, bis wir nach Deutschland immigrierten und ich keine Sprachpraxis mehr hatte. Genauso wenig, wie ich ihm sagen würde, dass ich in Aserbaidschan seit meinem fünften Lebensjahr einen Privatlehrer für Englisch und einen für Französisch gehabt hatte und dass meine Mutter für diesen Unterricht einen Diamantring ihrer Mutter verkaufen musste. Ich würde ihm auch nicht sagen, dass Menschen, die ohne fließendes Wasser leben, nicht zwangsläufig ungebildet sind, aber mein Professor war mein Professor und hatte Patenkinder in Afrika und in Indien. Sein Multikulturalismus fand in Kongresshallen, Konferenzgebäuden und teuren Hotels statt. Integration war für ihn die Forderung nach weniger Kopftüchern und mehr Haut, die Suche nach einem exklusiven Wein oder einem ungewöhnlichen Reiseziel.

Als ich im Krankenhaus ankam, war ich noch wütender. Rainer sagte, Elias sei bei einer Untersuchung, und Heinz fügte augenzwinkernd hinzu: »Es könnte länger dauern. Aber bleib ruhig hier. Wir kümmern uns schon um dich.« Beide lachten.

Ich knallte die Bücher auf den Tisch und ging gleich wieder hinaus. Es gab einen kleinen Park rund um die einzelnen Stationen, aber man hatte dort keine Ruhe, die Bänke waren ständig von alten Leuten besetzt, und in den schmalen Wegen drängten sich Rollstuhlfahrer. Ich setzte mich auf die einzige freie Bank und steckte mir eine Zigarette an.

sisch, was ihm fehlen würde, er wiederholte seinen Slogan: »POMOGITE, boze moi, da POMOGITE mne.« Ich klingelte nach der Krankenschwester, sie war sofort da, beugte sich über sein Bett und fragte ihn, ebenfalls auf Russisch, was ihm fehlen würde. Sie bekam keine Antwort, wartete einen Moment, wiederholte ihre Frage, und der Mann antwortete, wie unter Folter: »Wasser.«

Sie gab ihm Wasser, redete ihm gut zu, er sagte: »POMOGITE, boze moi, da POMOGITE mne.« Woraufhin sie mit den Schultern zuckte, uns entschuldigend ansah und verschwand.

»Ich würde gerne mit dir verreisen, wenn ich hier rauskomme«, sagte Elias.

»Wo wollen wir hin?«

»Auf was hättest du Lust? Tel Aviv?«

»POMOGI, STASIK, POMOGI.«

Ich ging zu ihm und fragte ihn wieder, was ihm fehle. Er nannte mich ebenfalls Stasik und bat mich um Wasser. Ich gab ihm seine Schnabeltasche, doch er überlegte es sich anders und bat mich, sein Kopfkissen zu richten. Ich richtete sein Kissen, doch dann wollte er, dass ich sein linkes Bein richtig hinlege, und als ich es tat, sah ich, dass er grinste. Der Opa grinste.

Es war an der Zeit, etwas gegen den Opa zu unternehmen. Am nächsten Tag schwänzte ich mein Seminar zu französischer Ingenieurs-Lexik und ging schon am Nachmittag ins Krankenhaus. Die Tochter des Opas stand am Eingang der Station, sie war in eine Chanel-Duftwolke gehüllt und rauchte. Ich hatte sie schon einmal kurz in Elias' Zimmer gesehen. Neben ihr war eine zierliche alte Frau, mit auffallend teurem Schmuck und lila gefärbten Haaren. Begleitet wurden sie von einer Pflegerin.

Als ich die beiden grüßte, beachteten sie mich nicht. Ich stellte mich trotzdem zu ihnen. Die alte Dame jammerte herzerreißend auf Jiddisch. Über ihr Schicksal, das ihres Mannes, ihre Katze, das Krankenhaus, die Krankenhausbettwäsche. Ich holte tief Luft und stellte mich vor. Dann sagte ich, dass es mit ihrem Vater bzw. Ehemann so nicht weitergehe. Sie schwiegen und starrten mich an. Sie starrte auf meine verdreckten weißen Turnschuhe und meine zerschlissenen Jeans.

Die jüngere der beiden drückte ihre Zigarette aus und begann laut und schnell zu sprechen: Ihr Vater sei ein Partisan gewesen und hätte gegen die Deutschen in den ukrainischen Wäldern gekämpft. Sich um einen Veteran zu kümmern, das sei wirklich nicht zu viel verlangt, oder sei mein Mann etwa ein Nazi? Oder sei er vielleicht gar nicht mehr Mann? Hätte er mich deshalb noch nicht geheiratet? Wenn ich unbedingt den Drang verspüren sollte, mich über einen ehrenwerten Mann zu echauffieren, sollte ich mit Bella, seiner Pflegerin, reden. Daraufhin verschwand die Tochter. Ihr Parfüm blieb.

Bella grinste. Sie trug braune Lederschuhe und einen beigefarbenen Anzug. Eine Butch durch und durch.

Die gelben Augen der alten Dame leuchteten böseartig. Die Diamanten funkelten in den alten Ohren. Auch sie beschimpfte mich. Wir sollten uns schämen, unverheiratet, einfach so im Zimmer ihres Mannes zu ficken. Sie sagte tatsächlich ficken. Ich wurde rot und wollte etwas erwidern, doch die Pflegerin lachte, sah sie streng an, als sei sie ihr Eigentum, und sagte zu mir: »Keine Sorge, die Frau ist selbst eine Nutte. Wie oft ich sie schon zum Gynäkologen bringen musste. Was der schon alles aus ihr rausgeholt hat. Lappen, Flaschen; bei ihr kommt es nur auf die Größe an.«

»Komm mir nicht damit. Wann hast du zum letzten Mal gegessen?«

Ich wusste es nicht.

Cem zog mich hoch, holte unsere Jacken und setzte mir eine Mütze auf. Wir fuhren in die Innenstadt. Die Bäume waren kahl. Die Heizung in Cems Auto war ausgefallen, und er fragte mich immer wieder, ob ich nicht froh, so wie er mich auch immer wieder fragte, was ich essen wollte. Ich wollte, dass er etwas aussucht, ich wollte nicht denken, nicht fühlen und schon gar nicht essen, ich wollte mich nur noch übergeben, bis kein Leben mehr in mir war. Das letzte bisschen wollte ich herauskotzen. Das sagte ich Cem. Er schrie mich an, dass er nicht zusehen kann, wie ich langsam kripere, dass er nicht mehr weiterweiß und dass ich endlich wieder anfangen muss zu leben, und ich sagte, dass ich nicht kann, und er sagte, Schwachsinn, und dass Horst ein Arschloch ist, und ich sagte, dass ich mich nicht mehr an Elischas Gesicht erinnern kann, stattdessen nur noch Blut sehe, und Cem schrie, ich soll damit aufhören und dass er sich auch nicht mehr an das Gesicht seines Bruders erinnern kann, aber das sei noch lange kein Grund, und ich schrie, er lüge, und dann gab es einen Aufprall und wir wurden nach vorne geschleudert.

Aus dem Auto vor uns stieg umständlich ein älterer Mann, in einer dunkelblauen Steppjacke. Cem und ich stiegen ebenfalls aus.

»Es tut mir leid«, sagte Cem. »Das war meine Schuld.«

»Das will ich aber auch meinen!« Der Mann stellte sich vor uns auf, die Arme in die Hüfte gestemmt. Er hatte schmale Lippen, über denen ein weißer Schnauzbart wuchs, der ein gelbes Gebiss verbarg. Sein Schal war aus Kaschmir und maronenfarben. Weshalb maronenfarben?, dachte ich.

»Kannst du überhaupt Auto fahren? Hast du einen Führerschein?«, fragte er Cem.

»Es tut uns leid!«, sagte ich.

»Wieso duzen Sie mich?«, fragte Cem und zog seinen Schal enger.

»Soll ich auch noch Sie zu dir sagen?«

»Ja«, sagte Cem. Seine Stimme war ruhig, aber ich wusste, dass seine Geduld nicht mehr für lange reichen würde.

Der andere war rot angelaufen: »So was. Eine Dreistigkeit. Eine Dreistigkeit ist das. Wie verhältst du dich überhaupt auf deutschen Straßen? Du bist hier nur Gast.«

Cem stellte sich gerade hin, die Beine breit und die Arme ebenfalls in die Hüften gestemmt: »Ich bin hier geboren.«

»Gar nichts bist du. Ein Kanake, das bist du.«

Cem machte einen Schritt auf ihn zu.

»Ich ruf die Polizei!«, sagte ich und wählte die 112.

»Machen Sie ruhig, machen Sie nur.« Er feuerte mich an. »Ihr Freundchen hier hat wahrscheinlich gar keine Aufenthaltsgenehmigung. Ist ein Illegaler. Profitiert nur von unserem System. Wie die alle.«

»Eurem Faschosystem, klar!«, schrie ich.

»Wer alle?«, schrie Cem.

»Ich bin doch kein Faschist! Das wird ja immer bunter hier.«

»Aber ein Rassist.«

»Rassismus hat damit nichts zu tun! Man wird ja wohl noch sagen dürfen, was man denkt.«

Hannah um und fuhr sie scharf an: »Wann hast du zum letzten Mal deine Tochter gesehen?«

»Meine Mutter denkt, man muss das Erstbeste nehmen und sich ein Leben lang daran halten. Alleine bin ich für sie nichts wert, ich muss einen Mann haben und für mein Kind sorgen. Wie du siehst, gehen die sowjetischen Denkmuster nie weg. Sie vermisst meinen Mann mehr als ich.« Hannah verdrehte die Augen und ging aus dem Raum.

»Wo gehst du hin?«, rief meine Tante ihr hinterher.

»Ins Bad«, schrie Hannah und ließ mich mit ihren Eltern alleine.

»Sie hat zu viel Temperament. Das hält doch kein Mann aus«, nuschelte meine Tante.

Das Essen zog sich in die Länge, meine Tante hatte nahezu jedes Gericht zubereitet, das sie beherrschte: Sie legte jedem eine großzügige Portion auf den Teller, wartete jedoch nicht ab, bis diese aufgegessen wurde, um eine zweite oder dritte Portion aufzudrängen. Hannah kam nicht wieder. Mein Onkel stiftete meine Tante an: »Sie ist zu schüchtern, um sich selbst zu nehmen.«

»Nein, sie hat Angst um ihre Figur«, sagte Tante # 13, während sie weitere Hähnchenkeulen auf meinem Teller entlud.

Ich fragte mich, ob dieser Drang, die nachfolgende Generation im Essen zu ersticken, mehr mit der kaukasischen Mentalität oder dem Holocaust-Erbe meiner Großmutter zu tun hatte. Meine Großmutter war mit ihrem kleinen Bruder halb verhungert in Baku angekommen, sie waren die einzigen Überlebenden in ihrer Familie. Sie blieb ihr ganzes Leben lang besorgt, dass wir nicht genug zu essen hätten, und jedes Essen in ihrem Haus war ein Festmahl. Ich glaube, sie war es, die den Hedonismus in unsere Familie

gebracht hatte, denn sie hatte versucht, ihren Töchtern beizubringen, jeden Tag, wie den letzten zu leben. Nichts wurde auf morgen verschoben, keine Anschaffung, keine Feier, keine Zärtlichkeit. Meine Großmutter wählte Rabin, weil er meinem Großvater ähnlich sah, und starb zwei Monate nach Rabins Ermordung.

Während eines Fluges in die USA hatte ich neben einer Frau gesessen, die jedes von der Fluggesellschaft angebotene Essen bestellte und darauf achtete, dass ihr mehr als erwachsener Sohn und der nicht minder erwachsene Enkel alles aufaßen. Auf ihren Unterarm war eine Nummer eintätowiert. Ihr Enkel schaute mich während des ganzen Fluges entschuldigend an.

Auf der anderen Seite war essen Mitzwe.

Meine Tante wollte wissen, wie es meiner Mutter ging, und als ich anfang, ihre Frage zu beantworten, wollte sie wissen, wie ich ihr Haus fand. Dann fragte sie unvermittelt: »Hat dein Vater mittlerweile eine Arbeit gefunden?«

Ich verneinte, sie fragte: »Und was tut er den ganzen Tag lang?«

Ich nahm mir vor, höflich zu bleiben.

Glücklicherweise kam Hannah wieder und sagte leise: »Manchmal wäre ich froh, wenn ich mich hinlegen und sterben könnte.« Dann sagte sie: »Wir gehen.« Der letzte Satz war laut und ein Kommando.